Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1918

92 (23.2.1918) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 8

Visual Library

Nr. 8 **Karlsruhe, 23. Februar 1918** Erscheint Samstags

„In Meinem Sin ist Keine widerlichere nation, alß die Englische, sie seindt Zu hoffhafftig undt zu Neydisch umb daß Man sie lieb Könt haben . . . . (1718.)

„Man Konte Eher loven undt bären bändigen alß frantzoßen . . . (1719.)

„Die englische nation ist Eine böße falsche undankbare nation . . . . (1719.)

Aus den Briefen der Elisabeth Charlotte (Liesselotte) von der Pfalz.

Frankreichs „geschichtliche" Ansprüche an Elsaß-Lothringen.

Von Erika Grupe-Lörcher.

Der Hinweis des Staatssekretärs von Kühlmann, daß der Krieg im Grunde nur wegen der schrankenlosen Ansprüche von Frankreich auf den Besitz von Elsaß-Lothringen weitergeht, läßt unwillkürlich den Blick über die Geschichte des Elsasses zurückschweifen, um zu prüfen: ob diese „Ansprüche" geschichtlich wirklich eine Berechtigung besitzen.

Seit Jahrhunderten hat das Elsaß den zweifelhaften Vorzug gehabt: der französischen Länder- und Machtgier ein Gegenstand heißen Verlangens zu sein. Seit einem Jahrtausend ist das landschaftlich schöne und reich gesegnete Land zwischen Vogesen und Rheinstrom von wildem Kriegsgeschrei erfüllt gewesen. Seit einem Jahrtausend ist kein Raum von mehreren Jahrzehnten vergangen, ohne daß sich durch die sog. „Burgundische Pforte" bei Belfort Kriegsvolk herbeiwälzte.

Durch Julius Cäsar wurde das Gebiet zwischen Rhein und Vogesen, wie ganz Gallien, römische Provinz. Die christliche Religion breitete sich schon unter römischer Herrschaft aus. Seit dem 3. Jahrhundert drangen die Allemannen in das Elsaß ein und behaupteten sich dort, unterstützt von der fränkischen Herrschaft. Seit der Mitte des 7. Jahrhunderts steht das Elsaß als politischer Begriff fest und wurde von Herzögen, die sich später aus den Dynastien von Habsburg und Lothringen weitererbten, regiert. — Entscheidend für die politischen, wie die Kulturverhältnisse des Elsasses wurde der nach den Sprachgrenzen vollzogene Vertrag zu Mersen 870, nach welchem die Zugehörigkeit des Landes am westlichen Rheinufer zum ostfränkischen — also deutschem — Reiche für Jahrhunderte hinaus sicher gestellt wurde. Seit dem 12. Jahrhundert besaßen die Grafen von Habsburg die Landgrafschaft (und damit die Herrschaft) im Oberelsaß, dem Sundgau genannt. Diese Landgrafschaften mit ihren Rechten und Gewalten, die auch im Unterelsaß gut gehandhabt wurde, übten auf die Städte und all die wichtigen geistlichen Stiftungen einen wichtigen Einfluß auf, der durchaus deutsch war. Der spätere Einfluß von französischer Seite beruhte im Grunde im Aufgeben dieser Abtretung der in deutschen Sinne gehandhabten reichgerechtlichen Landgrafschaften und Vogteien. So lange die deutsche Reichsgewalt im Elsaß mächtig war, standen die städtischen Gemeinwesen in größter Begünstigung und Förderung.

Im 13. Jahrhundert kam es im Elsaß, speziell in Straßburg, wie fast überall in allen Staaten zu jener Zeit zum Zusammenstoß der zwei um die Herrschaft ringenden Gewalten: zwischen dem Bürgertum und den geistlichen Herren. Der Bischof von Straßburg wurde trotz seiner großen Schar von Rittern und Truppen von den gut geführten Straßburger Bürgern geschlagen. Als oberster Herr galt nun einzig das deutsche Reich und der deutsche Kaiser, an welchem die Stände des Elsasses mit aller Zähigkeit festhielten! Die Städte des Elsasses zeigen überhaupt in ihrer Entwicklung, in ihrer Geschichte und Verfassung keinerlei Aehnlichkeit mit dem französischen Städtewesen, sondern sie nehmen genau dieselbe Entwicklung wie die anderen Städte am Rhein, oder diesseits des Rheins. Demnach kamen im ganzen Elsaß die Bewegungen und Bedeutung der Zünfte (besonders in Straßburg!) zu einer so vollkommenen Verfassung, daß sie für andere Provinzen vorbildlich wurde und noch in späteren Jahrhunderten Bewunderung fanden.

In allen Jahrhunderten elsässischer Selbständigkeit und Eigenart findet sich nicht ein Beispiel, daß zwischen dem Gemeindewesen des Grenzlandes und französischen Städten oder französischen Herrschaften irgend welche Beziehungen angeknüpft worden wären.

Drüben aber, jenseits der Vogesen, war immer ein sehr mächtiges Verlangen nach den Gebieten des Elsasses, dem linken Rheinufer, vorhanden! Versuchungen, die deutschen Städte und Herrschaften zum französischen Reiche hinüber zu ziehen, fehlten in keinem Jahrhundert. Schon die Kaiser Otto II. und Heinrich III. hatten die „Rheingelüste" der Franzosen zurückzuweisen. Im 14. und 15. Jahrhundert wirkten die französischen inneren Thronkämpfe in eigentümlicher Weise auf das Grenzland zurück. Die nach der Schlacht von Poitiers entlassenen französischen Söldnerscharen drangen, an 40 000 Mann stark, in das Elsaß plündernd ein, und wagten es selbst, Straßburg aufzufordern, sich ihnen zu ergeben. Die französische Krone unterstützte den Raubkrieg unmittelbar, da sie es gern sah, daß sich ihre unbezahlten Söldlinge im Nachbarlande schadlos hielten. Aber es war doch eine tiefere Absicht, die diesen anscheinend wenig organisierten Angriffen zu Grunde lag. In Flandern und Burgund war es wiederholt geglückt, wichtige und wertvolle Städte auf diese gleiche Weise zu gewinnen. Allein das Elsaß widerstand auch jetzt den französischen Versuchungen. Auch etwas später, als Karl der Kühne von Burgund es auf das Elsaß und seine Reichsstädte wie ihre finanziellen Hilfsquellen abgesehen hatte, um das Elsaß als Schlüssel zu seinem burgundischen Reiche zu bekommen, war es dem einmütigen Zusammenwirken von Straßburg mit andern links- und rechtsrheinischen Städten zu verdanken, wenn die Truppen und Vögte des burgunder raubgierigen Herzogs aus dem Elsaß verjagt wurden. Hierauf trat Straßburg dem großen Bunde bei, der die Lothringer und die Schweizer gegen den Herzog von Burgund verband, der in einer ihm gelieferten Schlacht bei Nancy den Tod fand.

So finden wir immer und ohne Schwanken die Anhängigkeit des Elsasses an die deutsche Art und an den deutschen Reichskörper gewahrt. Und wie die politischen Verhältnisses des Elsasses überall und durchaus an Deutschland und sein Verfassungsleben anknüpfen, so war auch die religiöse Richtung, das gelehrte und künstlerische Schaffen, die Geschichtsschreibung der gebildeten Kreise durchaus deutsch!

Der erste, ernstliche Versuch, das Elsaß der französischen Krone einzuverleiben, wurde von König Heinrich dem Zweiten von Frankreich gemacht, als er Metz, Toul und Verdun dem deutschen Reiche entriß. Die Verlockungen und Drohungen des französischen Hofes vermochten jedoch nicht Straßburg einzu-

schlichtern. Bald aber drohte dem Elsaß noch von einer andern Seite eine schwere Gefahr. Es ist eine der entscheidendsten Wendungen im gesamten Schicksal des neuen Elsasses, daß 1617 die österreichischen Erzherzöge ihren ganzen elsässischen Besitz der habsburger Linie in Spanien mit allen Rechten abtreten! Das Elsaß wurde dadurch vertragsmäßig einer fremdländischen Macht ausgeliefert! Ferdinand von Oesterreich der Zweite sicherte sich dafür die Erbfolge in Böhmen und Ungarn zu. Man muß diesen Umstand im Auge behalten, wenn man die wachsende Sympathie der Elsässer während des 30jährigen Krieges für Frankreich verstehen will. Seit dem Jahre 1617 war den Elsässern nur die Wahl zwischen der Abhängigkeit von Spanien oder Frankreich gelassen. Frankreich erhielt im Westfälischen Frieden genau alle diejenigen Rechte und Besitzungen im Elsaß abgetreten, welche Oesterreich vor Ausbruch des 30jährigen Krieges an Spanien abgegeben hatte! Da Ludwig der Vierzehnte auf dem Frieden von Nymwegen und anderen vorherigen Friedensschlüssen nicht seine Anforderungen auf Gebietsabtretungen durchzusetzen vermochte, setzte er hernach eigene Gerichtshöfe ein, die berüchtigten „Réunionskammer", welche die Akten der letzten Friedensschlüsse durchzustöbern hatten, um festzustellen: welche Länder und Gebiete eigentlich sich der französischen Krone zu unterwerfen hätten. Mit besonderer Kunst forschten diese dem König von Frankreich ergebenen Gerichtshöfe besonders wertvolle Gebiete heraus, auf welche die französische Krone eigentlich ein Anrecht besitzen solle. Zu diesen gehörte Straßburg, das im Jahre 1680 des Huldigungseides an König Ludwig XIV. zu leisten erklärt wurde. In aller Stille waren genügend französische Truppen im Elsaß unterdessen zusammen gezogen worden, welche sich wie ein Gürtel um Straßburg heranschoben. Der kampflustige Marquis von Créqui wollte schon im Jahre 1678 eine regelrechte Belagerung auf Straßburg eröffnen. Nur widerwillig und auf ausdrücklichen Befehl des Königs unterließ der Marquis eine Belagerung. Es geht aus den Akten unzweifelhaft hervor, daß Ludwig XIV. es für praktischer hielt: nicht jetzt einen Gewaltakt auf Straßburg zu unternehmen, wo noch alles unter den Waffen stand, und eine Belagerung nicht nur eine Menge von Truppen und Kriegsmaterial gekostet hätte, sondern auch einen Sturm der Entrüstung in ganz Deutschland hervorgerufen. Wie der schlaue König vorausgesehen, hatten nach einiger Zeit die Gegner ohnehin die Waffen niedergelegt oder waren im Kampfe gegen die Ungläubigen beschäftigt.

Im Elsaß hatten sich viele hervorragende Personen seit dem Abschluß des westfälischen Friedens mit dem Gedanken vertraut: daß die Stadt später oder früher unter den „Schutz" der französischen Krone geraten werde. Es liegen keinerlei Beweise vor, daß die Ueberrumpelung und die schließliche Uebergabe von Straßburg infolge von Verrat geschehen sei. Man kann sich vielmehr keine traurigere Lage denken, als die des Rates von Straßburg, bald nach Abzug des Großen Kurfürsten mit seinen Truppen aus dem Elsaß! Mit Ausnahme weniger Franzosenfreunde war er fest entschlossen, sich nicht vom Reiche abdrängen zu lassen. Aber die ganz verschrobenen, und im Deutschen Reiche zerrissenen Verhältnisse zwangen ihn, Schritt für Schritt vor der französischen Macht zurückzuweichen. Dadurch erregte er den leidenschaftlichen Unwillen der noch entschieden deutsch gesinnten Bevölkerung, die sich bisweilen zum wirklichen Aufruhr hinreißen ließ. Der Rat der Stadt versuchte wiederholt beim Deutschen Kaiser die Notlage darzustellen und um Hilfe zu rufen. Aber die Schwerfälligkeit seiner Unterhändler, wie die damalige Ohnmacht machten jede Hilfe zu nichte. Die französischen Truppen, die sich seit Monaten in aller Stille, und getrennt marschierend, an Straßburg heranschoben, besetzten in der Nacht vom 27. September 1681 die Zollschanze diesseits des kleinen Rheins und setzten sich, nach Ueberschreiten der Brücke, auch in der Kehlerschanze fest. Trotz der Wutausbrüche der Bevölkerung konnte diese an keinen Widerstand mehr denken. Denn auch im Süden standen mehr als 30 000 Mann, die in Illkirch vor der Stadt sich eingenistet. Die Kapitulation von Straßburg wurde am 30. September 1681 mit Louvois abgeschlossen.

Mehr als hundert Jahre änderte die französische Herrschaft im Elsaß an den nationalen Verhältnissen nichts. Innige Beziehungen, auch auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete kamen sogar jetzt zwischen Deutschland und dem entrissenen Lande bis zur französischen Revolution zustande. Erst während der Revolution, eigentlich erst nach dem Sturze von Robespierre, wuchsen im Elsaß Sympathien für Frankreich. Teils die Errungenschaften der Revolution, teils der erstaunliche Aufstieg in militärischer Hinsicht unter Napoleon verursachten eine gewisse Entfremdung des Elsasses von seiner deutschen Vergangenheit. Vielen mag das Hereinziehen der verschiedenen kleinen Herrschaften und Länder unter das herrschende Gesetz des mächtig sich entwickelnden Frankreich gegenüber dem zerrissenen und ohnmächtigen deutschen Reichsland als günstig erschienen sein. Immerhin blieb auch das Elsaß im Grunde überwiegend deutsch, besonders in den kleineren Orten und auf dem Lande, das sich stets der französischen Kultur wenig zugänglich zeigte. Eine größere Stadt, wie Straßburg, nahm durch die stete Berührung und Wechselwirkung im Verkehr mit den zahlreichen französischen Beamten mit den Jahrzehnten einen gewissen französischen Firniß an. Immerhin konnte noch ein Straßburger Bürgermeister zu Beginn der Biedermeierzeit in einer Rede „Straßburg als eine französisch sprechende Insel im deutsch sprechenden Elsaß" bezeichnen. Seit der Absetzung Napoleons machten alle sich in Frankreich folgenden Regierungen gleichmäßig den Versuch, die deutsche Sprache auszumerzen, um die französische Sprache zur Herrschaft zu bringen. Besonders Napoleon der Dritte hat durch seine Beamten in oft geradezu drakonischer Weise die Einführung der französischen Sprache zu erzwingen gesucht. Besonders unter den Landleuten der älteren Generationen sind hierüber noch Erinnerungen voller Empörung lebendig. Ueberhaupt war das Verhältnis zwischen den elsässischen Bürgermeistern und den französischen Präfekten durchaus nicht immer ein gutes.

Bei der noch heute zu 85 Proz. deutsch sprechenden Bevölkerung des Elsasses wirkt die pomphafte Behauptung des französischen Volkes, seine „Brüder im Elsaß erlösen zu müssen" geradezu absurd. Aber Logik war noch nie die Sache der Franzosen! Die ganzen Gebräuche, Volkslieder und Traditionen, die gerade im elsässischen Volke in einem wunderbar schönen Reichtum vorhanden sind, sind urdeutsch, nicht nur in ihrer deutschen Ausdrucksweise, sondern auch in ihrer Auffassung, und ihrem Gedankengang.

Die Geschichte des Elsaß zeigt, daß der Besitz des Elsasses, der Ausdruck der jedesmaligen Macht des deutschen Kaisertums war. Und so muß es auch für alle Zukunft heißen, was Staatssekretär v. Kühlmann unter dem lauten Widerhall des deutschen Volkes aussprach: „Wir treten von Elsaß-Lothringen keinen Fuß Landes ab! Niemals!"

Zum 50. Todestage der größten deutschen Tragödin.

(25. Februar.)

× Die größte Tragödin der deutschen Bühne ist Sophie Schröder von den berufensten Kennern ihrer Zeit genannt worden. „Wer dich nicht gekannt hat in den Jahren deiner Kraft", so redet sie z. B. der große Heldenspieler Heinrich Anschütz, der viele Jahre mit ihr am Wiener Burgtheater zusammenwirkte, in seinen „Memoiren" an, „der wird sich kaum ein vollständiges Urteil bilden können über den Höhepunkt und die möglichen Grenzen tragischer Darstellung. Wer dich aber gekannt hat, der neigt sich vor dir ohne Neid und Eifersucht mit dem Bekenntnis: bis hierher muß der Genius der Kunst dringen, aber er kann auch nie mehr erringen." Und Heinrich Laube, gewiß der klarste und maßgebendste Beurteiler, erklärt am Schluß seines Nachrufs: „In ihrem eigentlichen Fache steht sie unerreicht und einzig da, ein ewiges Vorbild für die deutsche Schauspielerwelt." Grillparzer aber stellte sie mit Friedrich Ludwig Schröder, dem Begründer der deutschen Schauspielkunst, unter dessen Leitung in Hamburg ihr Talent sich entwickelt hatte, zusammen und schrieb ihr am 24. Mai 1854 ins Album: „Zwei Schröder, Frau und Mann, umgrenzen unseres Dramas höheren Lauf; der eine stand in Kraft, als es begann, die andere schied — da hörts wohl, fürcht ich, auf." Die Befürchtung des Dichters der „Sappho", der in der unerreichten Darstellerin dieser Rolle die Muse der Schauspielkunst selber erblickte, hat sich glücklicherweise nicht bewahrheitet. Aber die modernen Geschichtsschreiber des deutschen Theaters haben doch auch in ihren Nachfolgerinnen, einer Hedwig Niemann oder Charlotte Wolter, keine Ebenbürtige gefunden, und so bleibt das heutige Urteil nach Martersteigs Bemerkung dabei, daß Sophie Schröder „nach und trotz allem, was von ihrem Wirken uns überliefert ward, wohl die bedeutendste Tragödin gewesen ist, die die deutsche Bühne je besessen."

Freilich, von dem einzigartigen Zauber und der bezwingenden Größe dieser Frau sich ein lebendiges Bild zu machen, fällt den Nachlebenden schwer. Aus dem Gedächtnisbuch, das ihr Schwiegersohn, Dr. P. Schmidt, 1869 herausgab, schallt uns mehr als ihre eigene Stimme, die begeisterte Verehrung ihrer Zeitgenossen entgegen. Bezeichnend dafür ist etwa die Schilderung in den „Jugenderinnerungen der Therese Devrient": „Ihre Mimik, ihre Bewegung genau zu schildern, ist kaum möglich; aber der Eindruck, den sie auf alle, nicht auf mich allein hervorbrachte, war ein erschütternder." „Wenn ich hundert Jahre alt werde," sagte Thereses Lehrer zu ihr, „vergesse ich die Szene nicht, in welcher die Leiche Don Manuels der Mutter gebracht wird. Wie ahnungsvoll, zögernd trat sie an die Bahre, hob mit zitternder Hand die schwere Decke empor und sprach

kann besonders die Worte: „Mein Sohn — mein Mannel" mit so erschütternder Gewalt der zärtlichsten Mutterliebe, daß wohl kein Auge trocken blieb."

Eingehendere Analysen ihrer Hauptrollen, die von der herben Wehmut der „Sappho" über die majestätische Ruhe der „Antigone" oder der Goetheschen „Iphigenie" bis zur wilden Leidenschaft der „Medea" und „Lady Macbeth" die ganze Tonleiter menschlicher Empfindungen durchliefen, haben uns besonders Costenoble und Klingemann hinterlassen. Aus ihnen und aus dem wildbewegten Leben dieser dämonischen Frau leuchtet noch ein Widerschein der gewitterschwangeren Blitzeshelle zu uns, die ihr Spiel umgab. Ein Schauspielerkind, stand Sophie Bürger schon mit 10 Jahren auf den weltbedeutenden Brettern, trat schon mit 14 Jahren in Liebhaberrollen auf, war mit 15 Jahren Gattin und Mutter und mit 16 Jahren von Kotzebue, der ihr Talent entdeckte, nach Wien engagiert. Dann begann eine Wanderschaft an den größten deutschen Bühnen, unter denen Hamburg für sie von Wichtigkeit war, weil hier der größte Meister der deutschen Schauspielkunst, Fr. L. Schröder, ihre Fähigkeiten zur künstlerischen Reife brachte, dann das Burgtheater, weil sie hier ihre größten Triumphe feierte, und München, wo König Ludwig, einer ihrer leidenschaftlichsten Verehrer, ihr den gleichsam offiziellen Titel der „größten deutschen Tragödin" verlieh.

Die ganze Leidenschaft einer ungebrochenen, sinnkräftigen Natur gab den Grundakkord in ihrem Leben und ihrem Schaffen. Aus ihrer zweiten Ehe mit Friedrich Schröder blieb ihr der Name; sie heiratete dann noch einmal als 48jährige Frau den ebenso begabten wie liederlichen Heldenspieler Wilhelm Kunst, und als sie als 60jährige feierlich erklärte, der Liebe für immer entsagt zu haben, mußte sie auf eine vorlaute Frage Karoline Bauers hin die Einschränkung machen: „Seit zwei Jahren." In ihren nachgelassenen Selbstbekenntnissen hat sie sich deswegen verteidigt: „Wir sollen euch die Leidenschaften in ihrer ganzen Wahrheit auf der Bühne darstellen. Was scheltet ihr uns, wenn wir sie selbst empfinden?"

Ihr Wuchs war unter Mittelgröße und neigte früh zur Fülle; ihr breitknochiges Gesicht entbehrte aller weichen Reize. Die ungeheure Wirkung ihres Spiels ging aus von ihren durchbohrenden tiefblauen Augen, ihrem wundervollen Organ, das es mit dem Donner an Kraft aufnahm, und der unbeschreiblichen Ausdruckskraft ihrer Gebärden und ihrer Haltung. „Hinreißend im Sturm der Zärtlichkeit, erschütternd im Schmerz, wahrhaft schrecken- und grauenerregend im Zorn, Haß und Verachtung, hatte sie gleichwohl in der Rezitation der Verse die höchste Würde und Anmut," sagt Eduard Devrient von ihr. Sie wünschte sich, ein Mann zu sein, um „Richard III." spielen zu können, und sie hat das Höchste vollbracht, was eine Frau in der Darstellung heldenhafter Tragik und leidenschaftlicher Kraft vollbringen kann. Dabei blieb sie aber stets echt weiblich und überschritt die feine Schönheitslinie nie, sodaß Laube von ihr sagen konnte: „Eine Anzahl ihrer Rollen wird stets Schröderisch genannt werden, und Schröderisch wird soviel bedeuten als klassisch."

Eine Entführung.

D. K. An der Südwestküste Englands, dort, wo der St. Georgskanal, der breite Meerbusen zwischen Irland und England, in den Aermelkanal mündet, steht der Leuchtturm von Lizard. Ein äußerst lebhafter Schiffsverkehr ballt sich hier manchmal zusammen, doch vergehen jetzt, nachdem unsere U-Boote in einem Jahr 9,6 Millionen Tonnen versenkt haben, manchmal Tage, bis wieder ein Schiff vorbeikommt. Die Bewachung dieses Teiles der Küste ist jedoch andauernd sehr stark, weshalb es einem U-Boot sehr schwer ist, unbemerkt in dieser lebhaften Fahrstraße zu arbeiten.

Am Weihnachtstage hatte hier eines unserer neueren U-Boote unter einem sehr bewährten Kommandanten Wartestellung eingenommen, und dabei ein mit vollen Segeln näherkommendes Vollschiff beobachtet, das sich auf der Ausreise befand. Um unbemerkt zu bleiben, tauchte „U . . ." unter, und steckte nur ab und zu das Sehrohr über dem Wasserspiegel hervor, um das Segelschiff zu beobachten. Da kamen plötzlich hinter dem Kap vier englische Bewachungsdampfer hervor, die das Vollschiff, welches die norwegische Flagge aufzog, anhielten. Da die Marineleute dem U-Boot den Rücken zudrehten, und angespannt nach dem Norweger hinüberstarrten, konnte Kapitänleutnant St. durch das Sehrohr unbemerkt beobachten, wie der Kommandant des einen Bewachers das Sprachrohr an den Mund setzte und etwas hinüberrief, worauf der norwegische Kapitän den Kopf schüttelte. Zweifellos hatte der Engländer gefragt: „Haben Sie ein Unterseeboot gesehen?", und der Norweger geantwortet: „nein," denn beruhigt trollten darauf die vier feindlichen Schiffe von dannen, während „U . . . . ." dem mit prallen Segeln nach Westen entfliehenden Vollschiff folgte. Bald darauf tauchte es auf und hielt durch einen Gewehrschuß den Segler an. Eine Versenkung an Ort und Stelle schien zu gefährlich, weil Geschützdonner oder Knall der Sprengpatronen in kürzester Zeit die Bewachung alarmiert und die Verfolger auf die Spur des U-Bootes gehetzt hätten, was es zu vermeiden wünschte, weil es unbemerkt bleiben wollte. Deshalb faßte Kapitänleutnant St. den Entschluß, den Segler aus dieser stark bewachten Gegend heraus zu führen, zu welchem Zwecke er den Steuermann G. mit 3 Mann an Bord des Vollschiffes schickte, um es etwa 30 Seemeilen weiter aus dem Dampferweg hinauszusegeln. Genau wie beabsichtigt, wurde der Vorsatz ausgeführt. Bei der frischen Brise lief das Segelschiff gute Fahrt, so daß das U-Boot Mühe hatte ihm zu folgen. Drei Stunden später jedoch übermittelte ein Flaggensignal vom U-Boot dem Steuermann auf dem Segler den Befehl, beizudrehen. U . . ." schoß heran, Sprengpatronen wurden herübergereicht, die Mannschaft verließ das Schiff, und bald darauf sank der nach Amerika bestimmte Segler in die Tiefe. Schon zwei Tage später sollte sich die Wirkung der Kriegslist zeigen, indem „U . . ." in seinem alten Tätigkeitsgebiet einen Geleitzug überfallen und 3 Dampfer mit zusammen 17 000 Br-Reg.-To. versenken konnte. Dadurch wird die Neugierde der Bewachungsdampfer nach der Anwesenheit eines deutschen Unterseebootes ja wohl befriedigt gewesen sein.

Eine bedrohte französische Industrie.

Die französische Presse, die bei Besprechung der den Industrien durch den Krieg zugefügten Schädigungen nicht genug düstere Bilder von Deutschlands industrieller Gegenwart und Zukunft zu entwerfen vermag, verschweigt dabei aus guten Gründen und Einfluß der geänderten Verhältnisse auf die industriellen Möglichkeiten der Alliierten. Darum ist es von Interesse, den Ausführungen, welche der Prometheus der Bedrohung eines wichtigen französischen Industriezweiges widmet, wenigstens in den Hauptpunkten zu folgen. Die Sardinenindustrie war stets eine bedeutende Einnahme Frankreichs, die französischen Sardinen stellten bekanntlich in der ganzen Welt einen begehrten und gutbezahlten Artikel dar. Vor einigen Jahren aber begann sich eine Konkurrenz zu rühren, und in letzter Zeit hat die norwegische Sardinenindustrie einen Aufschwung genommen, der sie in hohem Maße mit der französischen in Wettbewerb treten läßt.

Vor dem Kriege kamen die norwegischen Sardinen zuerst in England und in einigen überseeischen Ländern, in Deutschland in geringeren Mengen auf den Markt. Im Verlaufe des Krieges aber haben die norwegischen Sardinen sich in Deutschland große Beliebtheit erworben, und auch in anderen Ländern konnten sie in immer größerem Maßstabe Eingang finden, da der Krieg die französische Sardinenindustrie so gut wie völlig lahm gelegt hat. Die bemerkenswerte Preissteigerung der norwegischen Sardinen in letzter Zeit beruht auf den für das Rohmaterial geforderten Kriegspreisen, wird also mit Beendigung des Krieges sehr schnell wieder hinfällig werden können. Früher wurde das für die Herstellung der Büchsen notwendige Weißblech fast ausnahmslos aus England eingeführt, jetzt kann aber England diese Lieferungen nicht mehr ausführen, weswegen das Rohmaterial aus Amerika bezogen werden muß. Aus diesem Grunde sind die Preise von 25—29 Schilling für die Kiste von 216 englischen Pfunden auf ungefähr 70 Schilling gestiegen. Dazu kommt, daß die Fracht von England nach Norwegen sich im Verlaufe des Krieges von 15 auf nicht weniger als 200 Schilling für die Tonne erhöht hat, so daß der Preis für die Kiste heute in Norwegen mehr als 90 Schilling beträgt. Anstelle des kostspieligen Olivenöls wurde früher für die Oelsardinen Baumwoll- oder Erdnußöl verwendet, das aber infolge der englischen Seesperre und des englisch-französischen Verbrauches jetzt kaum noch nach Norwegen gelangt. Endlich kommt für die Preissteigerung neben mehreren anderen Gründen auch noch die Kohlenteuerung in Betracht.

Den Mittelpunkt der norwegischen Sardinenindustrie bildet der infolge seiner guten Dampferverbindungen mit den wichtigsten europäischen Häfen und infolge seiner den hauptsächlichen Fanggebieten benachbarten Lage der Hafen von Stavanger. Die bedeutsame Entwicklung dieser norwegischen Industrie wird am besten durch die Feststellung gekennzeichnet, daß es im Jahre 1910 in Stavanger noch nicht 40 Konservenfabriken gab, im Jahre 1915 dagegen bereits 60, und heute ist ihre Zahl auf mehr als 80 gestiegen. Diese Entwicklung und die Inanspruchnahme der früheren französischen Absatzmärkte durch Norwegen vereinigen sich zu einer ernsthaften Bedrohung des für Frankreich so wichtigen Sardinenhandels, der nach dem Kriege völlig veränderte Verhältnisse finden und sich in mehr als einer Beziehung stark beeinträchtigt sehen wird. Dies ist ein kleines Beispiel für die Schwierigkeiten, die dem Handel der Alliierten durch die Vergrößerung des Handels der Neutralen während der konkurrenzärmeren Kriegszeit für die Zukunft geschaffen werden.

Aus Welt und Leben.

⊙ **Kochsalzgewinnung aus Meerwasser.** Die Kochsalzgewinnung durch Verdampfung mittels Sonnenwärme, die in Amerika in großem Maßstabe betrieben wird, schildert ein Bericht des Prometheus. Durch Verdampfung von Meerwasser durch die Sonne wird Kochsalz in Kalifornien gewonnen und zwar hauptsächlich an den Küsten der San Francisco-Bai und der San Diego-Bai. Das Meerwasser, das an den verschiedenen Stellen einen Gehalt von 4—3,34 Grad an Salz aufweist, wird bei diesem Verfahren bei höchstem Wasserstande in große Teiche übergeleitet, von wo man es durch Windmotoren in den hochgelegenen ersten Verdampfungsteich pumpt. Von da läßt man es in andere, tiefer gelegene Teiche fließen, deren Sohle mit Lehm ausgestampft ist. Nach der Verdampfung wird die Lösung in die sog. Kristallisierteiche abgelassen, das in diesen zurückbleibende harte Salz wird aufgebrochen, mit gesättigter Sole gewaschen, es wird gemahlen und mit Kochsalzlösung gedeckt, manchmal auch noch ein zweites Mal aufgelöst und in Vakuumpfannen raffiniert. Ziemlich einfach ist das Verfahren auch in Utah, wo man das Wasser des großen Salzsees durch die Sonne eindampfen läßt und ebenfalls zur Kochsalzgewinnung verwendet. Dort läßt man das hochgepumpte Seewasser durch ein Gerinne ungefähr drei Meilen weit zu den Klärteichen fließen, wo es 5—6 Tage stehen bleibt, um von hier zu den eigens angelegten Verdampfteichen zu gelangen. Um ein möglichst reines Salz zu erzielen, wird in jedem Jahre bei der Gewinnung eine Schicht Salz in den Kristallisierteichen zurückgelassen, die herausgenommene, ungefähr 75 Millimeter hohe Schicht aber wird durch von Pferden gezogene Pflüge aufgebrochen. Die Möglichkeit, auch bei uns Kochsalz mittels Verdampfung durch die Sonne zu gewinnen, wurde bereits mehrfach erörtert, doch erscheint dies in Anbetracht unseres Klimas nicht durchführbar.

Die Kilometerrede. Der französische Soziologe C. Bouglé zeichnet sich nicht nur durch die seinen meisten Landsleuten eigene Redefreudigkeit aus, sondern er ist sogar offen genug, die Länge seiner Rede gleich in Kilometern anzugeben. Auf die Frage eines Freundes, wie lange sein angekündigter Vortrag dauern werde, erwiderte er nämlich: „Zwei Kilometer.“ Erklärend fügte er hinzu: „Wenn ich eine Rede zu halten habe, so begebe ich mich ins Freie, und ich sammle laut meine Gedanken, indem ich kräftig ausschreite. Ich zähle dabei die Kilometersteine und kann daraus berechnen, wie lange mein Vortrag dauern wird.“ Es wäre nicht uninteressant, festzustellen, wie viele Kilometer bisher die Staatsmänner der Alliierten geredet haben.

Der Pyjama-Tanz. Der Pyjama-Tanz ist die neueste Erfindung einiger junger Amerikanerinnen, die ihn bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Ottawa, an der die höchsten Persönlichkeiten teilnahmen, zum ersten Mal zur Aufführung brachten. Im Gegensatz zu den Beteiligten und den Zuschauern hat der angikanische Prediger von Ottawa wenig Gefallen an dieser jüngsten Mode gefunden, denn in seiner, auf dieses Fest folgenden Predigt, erlaubte er sich, wie der „Mercure de France“ berichtet, die nachstehende Bemerkung: „Die Zeit ist gekommen, da man nachdrücklichst gegen diesen Geist wettern muß, der unter dem Deckmantel der Kriegswohltätigkeit junge Mädchen in Nachtgewändern tanzen läßt. Ein solcher Geist führt zu den schädlichsten Ergebnissen, der Pyjama-Tanz ist eine Sünde, von deren Schwere seine Veranstalter keine Ahnung zu haben scheinen.“ Die so apostrophierten jungen Damen aber blieben auch nicht stumm, sondern ließen folgenden Protest veröffentlichen: „Allen Leuten hat unser Pyjama-Tanz sehr gut gefallen, und darum können wir nicht einsehen, weshalb gerade der Prediger eine Ausnahme machen sollte. Die Pyjama waren rot und blau, die Jacken reichten bis zu den Knien, die Beinkleider bis zu den Fersen hinab. Die Aermel reichten bis zu den Handgelenken, und am Halse waren die Pajamas mit einer Krause versehen. Auf diese Weise und durch einen Taillengürtel wurden die Pyjamas zu herrlichen Toiletten umgestaltet. Die Tänzerinnen hielten flammende Fackeln in den Händen und sangen volkstümliche, durchaus patriotisch gehaltene Lieder. Die Pyjamas waren also nicht um einen Grad unanständiger als die Toiletten, die man ständig in unseren vornehmsten Salons zu erblicken pflegt.“

Fröhliche Ecke.

In unserem einsamen Ort sind wohl nur dann und wann ein paar feldgraue Urlauber aufgetaucht, so daß mein vierjähriges Töchterchen die blaue Friedensuniform gar nicht kennt. Eines Tages besucht mich nun ein junger Leutnant mit einem Monokel in der alten blauen Tracht. Mein Töchterchen sieht ihn, und als er fortgegangen ist, sagt sie: „Weshalb hatte denn der arme Briefträger nur eine halbe Brille?“

*

Ort: Eisenbahn-Abteil. Publikum: eine Reihe, zum Teil geistreicher Aerzte. Man unterhält sich bei der Länge der Fahrt über alles mögliche. Einer der Herren, ein Mann von etwas zweifelhafter Gesinnung, rühmt seinen Rasierapparat. Kürzlich wäre er in der Nacht von Köln nach Berlin gefahren. Vor der Ankunft in Berlin habe er sich im Zuge ordentlich gewaschen und tadellos rasiert. Dann habe er als vollkommener Gentleman den Zug verlassen. Worauf einer der Aerzte erwiderte: „Muß das aber ein leistungsfähiger Rasierapparat sein!“

*

Mein Freund der Major hat sich im Felde eine etwas rauhe Ausdrucksweise angewöhnt — er selbst nennt es: „c'est la guerre'sches Benehmen“ — und kokettiert ein bißchen damit, wenn er auf Urlaub ist. Neulich trafen wir uns bei einer größeren Teegesellschaft. Eine junge unverstandene Frau klagte über die Fehler ihres Gatten, den wir als prächtigen Kerl kannten, und meinte schließlich: „Ja, wenn man einen liebevollen und treuen Mann hätte, der einem die Wünsche von den Augen ablesen würde, dann“ usw. usw. Da fiel der Major ein: „Na, und wenn Sie wirklich solchen Musterknaben hätten, dann würden Sie sich sicher einen wünschen, der Sie ab und zu in die Fresse schlägt.“

(„Simplizissimus.“)

*

Beweis. Wirtin (gekränkt): „Die Suppe schmeckt Ihnen nicht? Da schauten Sie 'mal den Pikkolo an, der sie Ihnen gebracht hat — der leckt sich noch jetzt den Daumen!“

*

So geht's. „Was? Wegen einer verwelkten Rose, die Du dem Ferdinand einmal geschenkt, hast Du jetzt plötzlich mit ihm gebrochen? Was hat er denn so Entsetzliches mit der Rose gemacht?“ — „Denk' Dir nur, Adelgunde, geraucht hat er sie! Der Unmensch!“

*

Ueberlegen. „Sieben Sprachen soll der Professor sprechen; ist die Frau auch so gelehrt?“ — „Nein; aber die red't in einer Sprache mehr als er in sieben!“

(„Fliegende Blätter“.)

Rätsel-Ecke.

Kreuzcharade.

Statt der Zahlen sind Silben zu setzen.

1—2	Fluß in Asien.
3—4	Bewohner unkultivierter Länder.
1—4	vielgebrauchter tierischer Stoff.
3—2	russische Gouvernements-Hauptstadt.
1—3	geistige Kraft.

Abstrich-Rätsel.

Irma, Flaus, Auge, Wachen, Eisen, Diebe, Schweine, Genua.

Von jedem Wort sind zwei Buchstaben an beliebiger Stelle zu streichen, so daß Wortteile übrig bleiben, die als Silben sinngemäß zusammengefügt ein Sprichwort ergeben.

Zahlen-Pyramide.

3	Vokal.
3 4	Ausruf.
5 3 4	Werk.
2 3 4 5	Verbrechen.
3 4 5 6 2	französischer Tondichter.
1 2 3 4 5 6	Frucht.

Auflösungen.

Auflösung des Worträtsels aus voriger Nummer:

Heupferd.

Richtig gelöst von: Fritz Baßler, Liesel Meyer, Liesel Ritter, Rud. Eisenlohr, P. und Ludw. Waibel, sämtliche hier; P. W. in Durlach; Fritz Huber in Freiburg; Valentine Habenstock in Dinglingen; Marg. Bopp in Baden-Baden; Therese Rosenpläuter in Baden-Baden; Gretel und Charlotte Dreifuß in Königsbach.

Auflösung des Logogriph aus voriger Nummer:

Versetzen — Vorsetzen.

Richtig gelöst von: P. und Ludw. Waibel, Fritz Baßler, Lina Günther, sämtliche hier; Johanna und Gretel Dreifuß in Königsbach; Meta Fuchs in Charlottenburg; Georg Wache in Glowno.

Verantwortlich: Chefredakteur Walther Günther. — Druck und Verlag der „Badischen Landeszeitung“, G. m. b. H., in Karlsruhe.